

Der

Polizei-Spion.

Eine

traurige, aber wahre Geschichte,

welche den Beweis liefert, wie unheilbringend das alte Po-
lizei-System bei vielen Gelegenheiten war.



An der Ecke zweier Straßen vor der Ladenthür eines eleganten Fleischerladens, stand ein Mensch von dem ärmlichsten Außern, die Kleider sadenscheinig und zerrissen, im Gesicht den Stempel der Armuth und des Mangels. Während seine tiefen Augen mit dem Ausdruck der Gier auf den verlockenden, reinlichen Fleischwaaren hafteten, kämpfte er im Innern mit einem Entschluß. Zweimal schon hatte er sich abgekehrt, und zweimal wieder zurückgewendet, sein Gesicht wurde noch blasser und er zitterte. Die Thür war offen und der Laden leer. Endlich, wie gewaltsam, schritt er hinweg und die Straße hinunter.

Gegenüber von ihm, in einem Thorweg, stand ein Mann, der ihn unbemerkt beobachtet hatte. Jetzt, als er ihn weggehen sah, eilte er ihm nach, und der Arme ward durch einen Schlag auf die Schulter aus seinen trüben Gedanken emporgestreckt.

„Guten Tag, Friß Schenk!“

Der Angeredete starrte den Andern dumpf, wie in halbem Traum befangen, an. Der Mann, der vor ihm stand, war eine hohe breitschultrige Figur von dem abschreckendsten Ansehen. Ein dichter rother Bart, der nur zum Theil die rohen Züge seines Gesichts verdeckte, zwei kleine schmutzige Augen, boshaft lauernd in den tiefen Höhlen, darüber die Braunen buschig und das Haupthaar wirr und verwildert, — Alles in Allem eine Galgenphysiognomie, die man nur einmal zu sehen braucht, um sie nicht wieder

zu vergessen. Nur die Kleidung stand damit einigermaßen im Widerspruch, denn obgleich ihm jedes Stück wie fremd am Leibe hing, verrieth doch Alles eine gewisse prunkende Wohlhabenheit. Dieser Mann hieß Wilhelm Fischer, hatte wegen Raubanfalls auf offener Heerstraße und Theilnahme bei verschiedenen Diebereien 10 Jahre lang im Zuchthaus gesessen und befand sich gegenwärtig in geheimen Diensten. Dies Letztere war dem Angeredeten unbekannt.

„Nun? Was starrst Du mich so an, Tropf? Kennst Du Will Fischer nicht mehr, he? Haben wir nicht zusammen“

Der stumpfe Blick Schenk's fiel auf die reiche Kleidung des Redenden und sein Auge belebte sich.

„Hast Du Geld?“ sagte er mit zitternder Stimme. „Gib mir Geld, Will!“ und er faßte krampfhaft des Andern Arm.

„Ich will es Dir wiedergeben, sobald ich kann, ich will, ich will Alles thun, aber gib mir Geld, gewiß, Du hast welches. Her damit, Will, Gott wird es Dir lohnen!“

Will Fischer verzog sein Gesicht zu einem grinsenden Lachen, daß die Augen kaum mehr sichtbar waren und steckte die Hände fest in die Taschen.

„Ja, Gott wird es lohnen, und der Teufel den Segen darüber sprechen. Du red'st ja wie'n Schwarzkittel, Fritz, bist wohl gar fromm geworden. Und sollt'st kein Geld haben? 's bringt doch heutzutage was ein, denk' ich.“

„Will, Will, höre mich, gib mir Geld, — wenn Du wüßtest . . .“

„Geld! zum Teufel, wie sollt' ich zu Geld kommen, Du Tropf! Weißt Du doch, wie's bei uns verfliegt. Aber Du siehst ja verhungert aus, als hätten Dich die „frommen Frauen“ in Pflege gehabt. Komm, ich weiß da in der Nähe einen Ort für unser Einem, wo Du Dich füttern kannst, und kein Geld brauchst.“

Der Andere folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen. Will Fischer führte ihn durch mehre Nebenstraßen, bis sie zuletzt vor dem Schlußgebäude eines Sackgäßchens standen.

„Das da ist seit noch nicht langer Zeit ein neues Bureau,“ sagte er, auf das Kneipschild über einer Kellerwohnung zeigend.

„Es kommen viele tüchtige Kerle dahin, weil der Wirth ehrlich ist und jeden Augenblick einen geheimen Weg hinten über das Wasser bauen kann. Wenn Du mich einmal suchst, so schleiche nur Abends in diesen Fuchsbau.“

Sie traten die Stufen hinunter in den Keller, wo Fischer bekannt zu sein schien. Während er mit dem Wirth, einem hageren, verschmizten Lahmen, dem Fehler einer Masse Diebsgesindels, im Winkel ein leises Gespräch führte, hatte ein schmuckes blutjunges Mädchen Brot, Käse und Brauntwein gebracht. Schenk goß die beiden Gläser mit jäher Hast hinunter und begann gierig das Essen zu verzehren.

„Nun, das muß ich gestehen,“ lachte der Polizeispion, eben herantretend, „das Handwerk scheint Dir schlechte Zinsen zu bringen, oder Dein Magen steht in keinem Verhältniß zu der Arbeit.“

„Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen.“

„Dann hast Du auch nichts gethan.“

Ein lauernder Blick aus den kleinen, versteckten Augen begleitete diese Frage. Der Andere schien es nicht zu hören.

„Und meine Frau mit dem Kinde... sie wird wieder warten ob ich nichts bringe!“

„Deine Frau! So, so. Bist also, was man so sagt, verheirathet. Kenn' ich sie? Vielleicht eine Bekanntschaft von damals, als wir zusammen....“

Schenk warf einen zornigen Blick auf seinen Nachbar und stieß das leere Glas auf den Tisch.

„Nein! Es ist meine Frau und sie ist brav, und ich liebe sie, weil sie mich aus des Teufels Krallen gerettet hat! Sprich nicht von ihr, ich rathe Dir's, oder Du sollst meine Fäuste fühlen.“

„Ereifre Dich nicht! Bin aber neugierig, was sie dann zu Deinem Geschäft sagt.“

„Ich bin ehrlich geworden.“

„So,“ sagte der Spion, indem er die Gläser selbst füllte, „stehst Dich gut dabei?“

„Ach, Will, ich bin 'rumgelaufen und habe gebettelt, nicht

um Geld oder Brot, nur um Arbeit. Ich will ja Stiefel putzen und Wasser tragen, Alles —, aber sie jagten mich fort und sagten, ich sei ein Dieb, und einen Dieb können sie nicht in Dienste nehmen.“

Der Unglückliche bedeckte sein Gesicht mit der Hand, weil er sich seiner Thränen schämte. Vor längern Jahren schon von entsetzlicher Noth gedrängt, hatte er einen Diebstahl versucht und war in Folge seiner Ungeschicklichkeit und Angst dabei ertappt worden. Damals hatte er im Zuchthaus den als verschlagenen Gauner berühmten Fischer zum ersten Mal gesehen. Dem Polizeispion schien die gegenwärtige Stimmung seines alten Bekannten nicht angenehm zu sein, er hob die Flasche in die Höhe und rief:

„Nah, trink aus! Wer wird gleich verzweifeln. Wirst's bald wieder zu etwas bringen. Ich hätte schon was für Dich, wenn ich wüßte...“

„Will, Will; wenn Du mir Geld gäbest... meine Frau, mein armes Kind...“

„Ich habe kein Geld!“ rief Will zornig. „Aber hör' mich an, und ich will Dir sagen wo Du welches bekommen wirst.“

„Will! Will!“

„Laß mich los und mach keine Flausen und fenne nicht, Du Schwachkopf. Kennst Du das Landhaus drüben?“

„Ich habe drin gearbeitet, als ich noch Schlosser war.“

„Desto besser. Heut Nacht wollten ein paar tüchtige Kerle Besuch drin machen, aber der Wirth erzählt mir eben, daß sie's verschoben, weil ihrer zu wenig sind. Wenn Du dabei sein willst, kannst Du Dein Schäfchen scheeren und Deine Familie in's Trockene bringen.“

Der Arme leerte sein Glas in einem schnellen Zug, gleich als ob er sich betäuben wolle. Die Versuchung in seiner Lage war lockend.

„Wieder stehlen! Nein, sag' ich Dir, nein! Ich will ehrlich werden, und Du schweig davon!“

Der Spion, der bereits den ganzen Plan zur Anzeige gebracht, füllte das Glas Schenk's wieder und sagte verächtlich:

„Wie Du willst. Vielleicht hätten sie Dich bloß zur Wache gebraucht.“

„Nein! nein! Und Marie bat mich so heiß, sie wolle tausendmal lieber darben und hungern.... Nein! Nein!“

„Meinetwegen.“

„Teufel, laß mich in Ruh! Ich mag nicht!“

„Wer zwingt Dich? Du wolltest Geld für Deine Frau und Dein Kind, und ich zeigte Dir den Weg: ohne Arbeit ist kein Lohn. Es steht bei Dir, ob Du sie noch darben und hungern lassen willst.“

Der Unglückliche fing an die Wirkung des Branntweins zu spüren und fürchtete für die Schwäche seines Entschlusses. Plötzlich raffte er sich zusammen und eilte hinaus.

„Wenn Du mir noch etwas zu sagen hast,“ rief Fischer ihm nach, „so weißt Du, wo Du mich findest.“

Schenk eilte durch die Gassen, ohne sich umzusehen, ohne auf irgend etwas zu achten. Er fühlte sich gehoben durch das Bewußtsein einer guten That, und das gab ihm Kraft zur Ausdauer, die schon zu brechen gedroht hatte. So kam er in seiner Wohnung an.

In einer engen dunkeln Dachstube saß eine Frau vor dem Bettchen eines Kindes und belauschte dessen fieberhaften Schlaf. Ihre Kleidung war mehr als ärmlich und ihr Gesicht, wiewohl es noch Spuren früherer Schönheit trug, früh gealtert und von Leiden durchfurcht. Die Möbel bestanden außer dem Bettchen des Kindes in einem einzigen Strohlager, über das eine Decke gebreitet war. Die Luft in der Stube war dumpfig und drückend. Draußen war es lind: aber die Sonne, welche den ganzen Tag auf dem Dach gelegen, hatte in dem engen Raum eine brennende Schwüle zurückgelassen. Und doch war es erst im Beginn des Juni. Die heißesten Tage standen der Armen noch bevor. — Als Schenk in das Gemach trat, wirkte der Wechsel der Temperatur auf das aufgeregte Blut und er fühlte sich betäubt. Die Frau erhob den Kopf von dem Bett und betrachtete ihn fragend.

„Umsonst, Alles umsonst bei ihnen, wie immer! Ein einziger zeigte mir ein Mittel...!“

„Gott segne ihn! Und... und Du bringst etwas?“

„Ich sollte ihm stehlen helfen!“

„Frig! Frig! Gott bewahre Dich! Nein, Du hast nicht daran gedacht!“

Bei dem Sprechen war das Kind erwacht, und sich umkehrend, rief es jetzt mit kränklich heiserer Stimme: „Mutter zu trinken!“

Die Mutter beugte sich nieder und legte ihre Hand auf die kleine vom Fieber geröthete Stirn.

„Still, still, mein armes Herz! O mein Gott, Du darfst ja kein Wasser trinken, und ich habe nichts, nichts Anderes für Dich!“ —

Von einem plötzlichen Gedanken beseelt sprang sie auf.

„Vielleicht.. gewiß.. die Milchfrau unten, Frig — aber um Gotteswillen, Frig, was ist Dir!“

Schenk stand mit geschlossenen Augen an der Thür, er war blaß, wie von einer Ohnmacht ergriffen, und der Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Ich.. es ist so schwül hier.. und der Branntwein Fischers..“

„Branntwein!“ rief die Frau, auf ihn zugehend „Branntwein, Du bist betrunken und wir, wir...“

„Mutter,“ klang es matt und leise aus dem Bett, „Mutter, zu trinken!“

Bei dem Tone dieser Stimme kehrte die Arme sich um und warf sich weinend über das Kind.

„Da, da, sag's Deinem Vater, ich habe ja nichts, als mein Blut!“

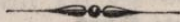
Der Mann wendete sich langsam nach der Thür, er fühlte den herben Stachel dieser Worte doppelt, weil er sich schuldlos glaubte und weil ihm schon das Leid um solch Elend das Herz zerfraß. Er ging hinaus und seine Schritte lenkten sich bewusstlos nach der kürzlich verlassenen Schenke.

* *

*

Am andern Morgen erzählte man sich überall von einer Diebsbande, die bei verübtem Einbruch von der Polizei aufgehoben worden sei.

Als die Frau Schenks die Gefangennahme ihres Mannes erfuhr, nahm sie ihr Kind und stürzte sich in einem Anfall von Wahnsinn zugleich mit ihm in den Fluß. Das Kind wurde von Schiffen gerettet und lebt jetzt in einem Waisenhause.



Zu haben bei dem Verfasser, Gumpendorf, untere Annagasse, Nr. 507 im 2ten Stock, Thür Nr. 9.
Gedruckt bei Ferdinand Ulrich.